

„Du bist draussen gewesen“.  
Bemerkungen zur unmöglichen Heimkehr  
des Peter Weiss

Peter Weiss war erstmalig 1960 mit dem „Mikroman“ *Der Schatten des Körpers des Kutschers* einem deutschsprachigen Publikum vorgestellt worden, nachdem ein erster Versuch 1947 mit dem Manuskript *Der Fremdling* an einem „Nein“ Peter Suhrkamps gescheitert war. Seine Re-Integration in den bundesdeutschen Literaturbetrieb schien nach außen hin gesehen nahtlos und ziemlich unproblematisch abzufließen. Das Buch wurde zu einem Kritiker-Erfolg, und Hans-Werner Richter lud ihn 1962 zur Tagung der Gruppe 47 in Berlin-West ein, wo er beinahe den Preis der Gruppe erhalten hätte, der nur mit knapper Mehrheit an Johannes Bobrowski ging. Aber er scheint mehr ein skeptischer Beobachter der Tagungen denn ein engagierter Teilnehmer gewesen zu sein. Für 1962 und 1965 wird in den *Notizbüchern* nicht einmal der Besuch der Tagung vermerkt, 1963 findet sich die lakonische Eintragung „24. 10. Saulgau Gruppe 47 — Lesung aus Marat“ (I, 196)<sup>1</sup>, und 1964 in Sigtuna begnügt er sich mit der noch kürzeren Mitteilung an die Nachwelt „Sigtuna, Nacht 9. -10.9. (Gruppe 47)“ (I, 293).

Lediglich die Kontroverse um die Teilnahme an den studentischen Kundgebungen gegen den Vietnam-Krieg am USA-amerikanischen Tagungsort Princeton nimmt 1966 einen großen Platz in den *Notizbüchern* ein. Ihnen zufolge wird er zusammen mit Reinhard Lettau von Hans-Werner Richter und Günther Grass scharf ins Gebet genommen, er hätte sich „in amerikanische Angelegenheiten nicht einzumischen“ (I, 491). Aber damit ist die Zurechtweisung noch keineswegs abgeschlossen. Richter und Grass „raten“ nicht nur „scharf ab“, sondern fragen, was er „denn für Recht hätte, auf diese Weise politische Stellung zu nehmen“, werfen ihm vor, er hätte „auch über deutsche Fragen schon viel zu viel gesagt“, und ihre Philippika gipfelt in einem indirekten Vorwurf: „Wo ich denn während des Krieges gewesen wäre“; Peter Weiss notiert dies unter Hinzufügung eines bedenkenwerten Kommentars: „20 Jahre waren an ihnen abgelaufen wie Regenwasser“ (a. a. O. f.).

Die Rolle des nicht-deutschen Außenseiters, die ihm schon vorher nicht fremd gewesen war, wurde ihm mit diesem „Wo ich denn während des Krieges gewesen wäre“, auch von den ‚Häuptlingen‘ der Gruppe bestätigt, und der damit indirekt verbundene ‚Ausschluß‘ traf ihn hart. Letztlich konnten ihn darüber auch nicht die freund-

schaftlichen Beziehungen hinwegtäuschen, die er zu einigen Angehörigen der Gruppe angeknüpft hatte.

Ansonsten findet sich nur noch im Juli 1978 eine rückblickende Generalabrechnung mit der Gruppe 47, in der noch einmal die erste Begegnung mit ihr im Jahre 1962 geschildert wird. Er kam, wie er hervorhebt, mit großen Erwartungen nach Berlin, denn „für mich bedeutete die Einladung eine Anerkennung meiner literarischen Arbeit“; „zum ersten Mal“, wie er selbst betont, verließ er sein „künstlerisches Exil“ und trat „in den Kreis von Kollegen“ (II, 730). Doch diese Erwartungen wurden grausam enttäuscht, denn er fand dort nicht etwa „Vertreter eines einheitlichen Interesses“ vor, sondern sah sich in einer „Versammlung, in der es schwirrte von Rankünen, Eifersüchten, Rivalitäten, Machtpolitik, Kulturpolitik“; erstmalig entdeckte er, daß dahinter „Instanzen (standen), die nach Marktwerten suchten“ (a. a. O.). Die uneingestandene Suche nach Gemeinsamkeit ist erfolglos, und Peter Weiss bleibt nach der Tagung nahezu ebenso isoliert wie vorher. In dieser ausführlichen Notiz wird darüber hinaus aber auch an Princeton erinnert und in nahezu gleichlautenden Formulierungen die Szene im Hotelzimmer repetiert. Seinem Selbstzeugnis nach hatte er sich mit den Hinweis verteidigt, er ginge „nicht als Deutscher, auch nicht als Schwede, sondern als Antiimperialist zu der Veranstaltung“. Es sei doch notwendig, „sich gegen Brutalitäten zur Wehr zu setzen, wo auch immer sie auftraten“; aus dem gleichen Grunde „(hielte ich) auch Kritik an Deutschland /.../ nicht zurück, weil ich in Schweden ansässig sei“ (II, 734). Aber das Argument verfiel allem Anschein nach nicht; brüsk wurde ihm entgegengehalten:

„Du kannst dich über Deutschland nicht äußern, du bist draussen gewesen, in der Sicherheit der Emigration, wir waren drinnen, wir haben am Krieg teilgenommen“ (a. a. O.).

Damit war allem Anschein nach das Tischtuch zerschnitten, und Peter Weiss schließt diesen Rückblick auf die Gruppe 47 ab mit einem zusammenfassenden:

„Dies war es, was ich immer wieder gespürt hatte, wenn ich in Deutschland war, und was oft im Ungewissen blieb: dieser einmal vollzogene, definitiv gewordene Bruch“ (a. a. O.).

Mit dieser eindeutigen Schuldzuweisung könnte man sich nun begnügen, wäre da nicht jener letzte abschließende Satz, in dem ein Wort wie „immer wieder“ ebenso stutzig macht wie der Hinweis auf den „einmal vollzogenen, definitiven Bruch“. Dabei steht diese kategorische Feststellung zudem in einem eklatanten Gegensatz zu den ständigen Reisen nach Berlin und den ebenso beständigen Rückkehrversuchen in die ehemalige Reichshauptstadt, die er bis an sein Lebensende unternahm. „Berlin — Stockholm — Berlin — und doch wieder Stockholm“ (I, 110), wie es in einer Eintragung vom 9. 11. 1963 heißt, bestimmte geradezu den Rhythmus seines Lebens in den

sechziger und siebziger Jahren, und diese Zerrissenheit, dieses ständige, ruhelose Hinundher sind ebenso ein Thema ständiger Selbstreflexion und Selbstdiskussion wie die Gründe des „einmal vollzogenen, definitiv gewordenen Bruchs“, der eine Re-Integration verhinderte. Zahlreiche Eintragungen in den *Notizbüchern* legen von dieser Selbstzerfleischung Zeugnis ab und lassen erkennen, wie sehr er von seinem Schicksal als hinausgeworfener Flüchtling und zwangsweise zum Heimatlosen gewordener Emigrant geprägt war.

Dies zeigen nicht zuletzt die Überlegungen, die Peter Weiss anstellte, als ihm November 1977 zu seiner überaus großen Verwunderung der *Thomas-Dehler-Preis* des Gesamtdeutschen Ministeriums der Bundesrepublik Deutschland verliehen wurde, woran übrigens als Vorsitzender der Jury ein weiterer Angehöriger der Gruppe 47, Marcel Reich-Ranicki, beteiligt war. Diese so unerhofft erhaltene Anerkennung seiner Arbeit durch eine im allerhöchsten Maße offizielle Instanz der Bundesrepublik beschäftigte ihn ungemein und riß ihn in der Folgezeit immer wieder aus der Arbeit an der *Ästhetik des Widerstands* heraus.

Die Arbeit an der von ihm erwarteten Dankesrede war aber nicht nur zeitraubend, sondern ließ diesen oben angedeuteten, inneren Zwiespalt in aller Eindringlichkeit deutlich werden. Dafür zeugen zwischen dem 1. November 1978 und dem 29. Mai des folgenden Jahres zahllose Eintragungen und Reflexionen, zwei ausführliche Entwürfe zu Dankesreden und ein in der Niederschrift großartiger Alptraum. Insgesamt ergeben sie in den *Notizbüchern* nahezu 80 Seiten zusammenhängenden Text. Sie alle kreisen um die Frage: Wer bin ich? Woher komme ich? Warum bin ich so geworden, wie ich bin? Welche Bedeutung hatte die Vertreibung aus Deutschland für mich und mein Schaffen? Wie stehe ich zu diesem Deutschland und seinen beiden Staaten?

Spontan besagt die erste Eintragung nach dem Empfang der Nachricht am 1. November: „Nehme den Preis an, wenn vollkommene Unabhängigkeit gewährt“ (II, 611), aber bereits drei Tage später vertraut er den *Notizbüchern* erste Bedenken an, die in einem Brief vom gleichen Tage an Marcel Reich-Ranicki auch auf die gleiche Weise formuliert wurden und in einer vorläufigen Absage mündeten. Bereits die Gedanken an

„Entwurf und Ausarbeitung einer Rede versetzen mich in solche Unruhe, daß ich Sie, und Ihre Herren Kollegen, bitten muß, Ihren Entschluß zurückzunehmen“ (II, 616f).

Mit diesen Befürchtungen sollte er ausweislich seiner *Notizbücher* zweifellos Recht behalten, obwohl er seinen ablehnenden Bescheid letztlich doch nicht aufrecht erhält. Entscheidend für die Annahme des Preises ist bezeichnenderweise die Erkenntnis, daß die Verleihung des Preises politische Signalwirkung hat und als „ein Eingriff in verhärtete politische Positionen“ bundesdeutscher, aber auch gesamt-

deutscher Gegenwart gewertet werden kann. Zu diesem Zeitpunkt, im November 1978, tobt die Debatte um das Berufsverbot, an der Peter Weiss sehr engagiert teilnimmt und in der er sich immer wieder zum Fürsprecher der davon in erster Linie betroffenen Studenten und Lehrer macht. Er hält die Verleihung des Preises ausgerechnet an ihn für symbolisch und erhofft sich durch die Annahme des Preises Wirkung. So notiert er denn bereits am 2. November „Preis wäre präjudizierend, indem man sich bei jedem Berufsverbot darauf beziehen könnte“ (II, 611). Aber über diese Gedanken an ein aktives Eingreifen in die bundesdeutsche Debatte geht es ihm in weitaus höherem Maße auch darum, sich selbst klar zu werden darüber, wie er sich zu den **beiden** deutschen Staaten zu stellen hat, die an Stelle des Deutschland getreten sind, das ihn vertrieben hatte.

Dabei wird das Bild der Bundesrepublik fast ausschließlich im Licht der damals aktuellen Debatte gesehen. Außer dem bereits erwähnten Berufsverbot werden „der Rufmord durch Springer“ und „die Freiheit, unschuldige Personen als Mörder und Terroristen mit Namen und Bild darzustellen,“ ebenso angeprangert wie die Tatsache, daß „fast ausschließlich die Linken verfolgt, in ihrer Arbeit behindert, festgenommen, die rechten Extremisten laufen gelassen werden“ (II, 666). Polemisch zugespitzt formuliert er in apodiktischer Kürze über die Bundesrepublik am 20. Januar 1978 „Klima der Einschüchterung — Diktatur des 3. Reichs“ (II, 657).

Aber er hält auch nicht mit seinen Ansichten über den Staat des real-existierenden Sozialismus, die DDR, hinterm Berg zurück. Im Mittelpunkt seiner scharfen Kritik stehen dabei die Kulturpolitik, der „Zwang der innern Zensur, die Abschiebung der Kritiker oder der Versuch, sie mundtot zu machen“ (II, 637). Ähnliche Vorwürfe tauchen immer wieder auf und gipfeln wenige Seiten später in einer Notiz, die bewußt formulierte Parallelen zum eigenen Schicksal ebenso erkennen läßt wie sie die Ausweisung Biermanns wenige Jahre zuvor aktualisiert: „der Staatsangehörigkeit für verlustig erklärt — früher: Ausschließung vom Deutschem“ (II, 643).

So sieht er sich denn, wie es bereits am 11. November in einer ersten, aber typischen und seine Überzeugung knapp, aber hinreichend ausdrückenden Reflexion heißt,

„mit beiden deutschen Staaten in einer fortwährenden Konfrontation stehend, der ganzen Skala von Angriffen ausgesetzt, von abschätzigen Andeutungen bis zur offenen Bedrohung“ (II, 632).

Die Schlußfolgerung daraus ist die Erkenntnis: „Ich komme davon nicht mehr los — ich wäre in beiden deutschen Staaten ein Verfassungsfeind“ (II, 658). Folgerichtig diagnostiziert er „die deutsche Schizophrenie“ (II, 654), die die alte Heimat befallen hat, definiert seine Beziehung zu ihr „als eine gespaltene“, nämlich „das gespaltene Deutschland“ (II, 644), und hat so „das einzige Verhältnis, das man zu diesem Land haben kann, ein gestörtes“ (II, 642). Aber April 1979

erkennt er auch, wie er in einem der Redeentwürfe formuliert, daß gerade diese „gespaltene Beziehung“, dies „gestörte Verhältnis“ seit Mitte der sechziger Jahre die ideologische Grundlage all seines Schaffens bildete und für sein Werk entscheidend war. Denn „dieses Land hat mich die Dialektik gelehrt. Alles, was mich mit Deutschland verbindet, steht unterm Zeichen des Antagonismus“ (II, 686). Es konstatiert die Widersprüchlichkeit der Beziehungen zu dem einen Teil dieses Deutschlands, das ihm einerseits die geleistete Arbeit honoriert, ihm andererseits aber „auf Grund seiner politischen Überzeugung“ nicht gestatten würde, ein „staatliches Lehramt auszuüben“ (a.a.O.). Und er erkennt ebenfalls eine flagrante Widersprüchlichkeit zu dem anderen Teil des Landes, zu dem „Deutschland des real bestehenden Sozialismus“, in dem „die Gesellschaftskritik eines Sozialisten schärfster Zensur unterworfen“ wird, wie es im Redeentwurf vom 13. April 1979 heißt (II, 691).

Diese „Dialektik“, dieser „Antagonismus“, brachten es auch mit sich, daß es ihm immer schwerer fiel, sich „den beiden deutschen Staaten gesondert zu widmen“ (II, 646). Ihre gemeinsame Vergangenheit verfolgte ihn immerzu, und es wurde ihm im Rahmen seiner Gedanken über die zu haltende Rede auch klar, daß es für ihn, den Flüchtling, nicht möglich ist, „einfach zu unterscheiden zwischen einem sozialistischen und einem kapitalistischen Deutschland“ (a.a.O.). Es war ein Staat, ein Land gewesen, „das mich ausgestossen hatte“ (II, 691), wie es im Redeentwurf vom 13. April 1979 heißt, und in dem er letztlich „nur umhergezogen (war) als Mitglied einer Familie mit Ausländerpaß (CSR)“ (II, 641). So erinnert er sich denn auch bezeichnenderweise am gleichen Tage seines ersten Aufenthalte im Jahre 1947 im zerstörten Berlin mit der „unheimlichen Wahrnehmung, daß nichts vom Vergangnen weggeräumt wurde seit 1947, die ungeheuren Schutthalden, nur die sind verschwunden“ (II, 645).

Auch jetzt, in der Vorbereitung der Dankesrede, schlägt ihn die Vergangenheit in ihren Bann, und er muß sich in dem Prozeß, den er quasi gegen sich selbst führt, eingestehen: „Ich gehöre zu denen, die kein Vaterland haben“ (II, 653). Denn auch in der Fremde konnte er nicht heimisch werden, bzw. sie ließ ihn nicht heimisch werden. Zu Recht sieht er ein:

„Ich bin hier in Schweden immer noch, trotz 40jähriger Ansässigkeit, ein 'fremder Vogel', oder, im besten Fall 'der in Schweden wohnhafte deutsche Schriftsteller P W'“ (II, 643).

Er scheint in der Tat durch seine äußeren Lebensumstände zur Heimatlosigkeit prädestiniert zu sein, wie er am gleichen Tag über sich selbst notiert, denn:

„Das Exil hatte mir jegliches Denken nach nationalen Kategorien abgewöhnt. Geboren in Berlin, jüdischer, österreichisch-ungarischer Abstammung väterlicherseits, 1918 zum Tschechoslowaken geworden, schweizerisch-elsässischer Herkunft von seiten der Mutter, als „Fritz“ angerempelt in England, im März

1939 der tschechischen Staatsbürgerschaft beraubt, auf Schleichwegen zu schwedischem Fremdenpaß gekommen, hatte ich irgendeine Zusammenhörigkeit kaum gekannt“ (II, 686f).

Aber dieses Eingeständnis der fehlenden Zusammengehörigkeit und des mangelnden Denkens nach nationalen Kategorien, die Folge seines Exils waren, kann nicht verbergen, daß er sich nach Zugehörigkeit zu einer Gruppe, einer Gemeinschaft, einer staatlichen Einheit, einem Glauben sehnte. So läßt denn auch die Schlußfolgerung aus dieser enttäuschenden Erkenntnis, die Peter Weiss bereits 1947 zög, eher eine Flucht in die Notwendigkeit erkennen, als daß sie Ausdruck einer rationalen, bewältigen Vergangenheit des Autors Peter Weiss war: „Für mich gab es“ (damals im Jahr 1947) „keine Nationen mehr, nur noch ein universelles Leiden. Ich wollte mich als Weltbürger verstehn“ (II, 679). Aber er selbst begräbt diesen frommen Wunsch im November 1978 in der resignierenden Einsicht in die Unmöglichkeit seiner Erfüllung mit einem einfachen „und war es doch nicht“ (a.a.O.), war doch kein Weltbürger. Aber er war auch kein Deutscher, kein Bürger der Bundesrepublik Deutschland, kein Bürger der Deutschen Demokratischen Republik und Schwede nur dem Paß nach.

Lediglich das mühsam wiedererkämpfte Deutsche, die Sprache seiner Kindheit und seiner ersten literarischen Versuche, die er ab Mitte der fünfziger Jahre als sein „Produktionsmittel“ (II, 629) wiederverwendete, ließ für ihn wenigstens in der Form der ständigen Konfrontation Zugehörigkeit als Möglichkeit bestehen.

Durch sie, die deutsche Sprache, die er „über jede nationale Zugehörigkeit stellte“ (II, 634), stand er nun wiederum „in naher Beziehung /.../ zu diesem verdoppelten Deutschland“ und sah sich „ständig der Forderung nach einer Stellungnahme ausgesetzt“ (II, 690). Auf diese Sprache ist er zurückgeworfen als das letzte und einzige Hindernis vor dem Absturz in die Sprachlosigkeit, die dem Absturz in die absolute Einsamkeit gleichzusetzen wäre. Denn wie er bereits am 11. November formulierte, ist „der Verlust der Sprache eine Zerstörung der zentralen Persönlichkeit“ (II, 653), dem er selbst nur durch die Heimkehr zur deutschen und durch die in ihr errungenen Erfolge entging.

Auf diese Rückkehr zur deutschen Sprache gründeten sich seine gesamte bürgerliche Existenz und sein Selbstverständnis, sein Verständnis von der Aufgabe als Schriftsteller, die er keiner Nationalität, keinem Marktinteresse und keiner Parteilichkeit zu opfern bereit war. So postulierte für sich als „conditio sine qua non“ seines Schaffens, „daß ich nach dem absoluten Recht auf die Ausübung freier Kritik arbeite“ (II, 611). Das „Handwerk des Schreibens“ ist und bleibt für ihn, wie es im Redeentwurf vom 13. April heißt, „ein Privilegium“ (II, 692), das einen Schriftsteller zum Eingreifen in gesellschaftliche, politische und wirtschaftliche Prozesse verpflichtet. Die

Belohnung seines Schaffens durch andere bleibt aber für ihn „nur die Bestätigung seiner Machtlosigkeit“, so lange andere, „die seine historische, soziale und ökonomische Auffassung teilen“, in ihrer jeweiligen Gesellschaft dafür bestraft werden (a.a.O.).

Eine solche Machtprobe wollte er Ende Mai in Bonn wagen und als ein unabhängiger Schriftsteller 'seinen' Deutschen ins Gewissen reden als jemand, der sich keinem der beiden deutschen Staaten zugehörig fühlen durfte und zugehörig fühlen wollte, der eben „draußen gewesen“ und dem niemand nach Kriegsende eine Heimkehr nahegelegt oder gar ermöglicht hatte. Sie schloß mit einem Desaster, das ihm die Grenzen seiner Macht aufzeigte, aber möglicherweise auch Angst der Politiker vor ihr erkennen ließ. Geplant hatte er, „eine ausführliche, prinzipielle Erklärung über Verhältnis zu Deutschland, den beiden Staaten, den resp. Arbeitsbedingungen — ein breiter Überblick, eine Art Entwicklungsgeschichte“ (II, 705), im Rahmen „einer großen Veranstaltung“, wie ihm vorgespiegelt worden war und die sogar im Fernsehen übertragen werden sollte. Es waren jedenfalls die Prämissen seines Auftritts, der gesamte Hintergrund seiner langwierigen Arbeit an der Dankesrede. Aber kaum zwei Wochen vor dem geplanten Medienereignis notiert er, ohne auf die Gründe näher einzugehen:

„Die bevorstehende Prozedur erscheint immer gespenstischer /.../ Schrittweise eingeschrumpft. Zuletzt nur ein Mittagessen mit höchstens einem Dutzend Personen in Bonn“ (a.a.O.).

Seine überaus große Enttäuschung ist unmißverständlich. Mit „Fieber und Halsentzündung“ (II, 710) fliegt er am Tage vor der Verleihung nach Frankfurt. Nach Bonn soll er lediglich, „um dort den Zettel zu verlesen, der nach halbjähriger Arbeit vom Text noch übriggeblieben ist“. Abends wird er sogar noch einmal aus Sicherheit oder Vorsicht dahingehend vergattert, „daß tatsächlich nicht anders als ein kurzer Dank erwartet wird“ (a.a.O.). Der in der folgenden Nacht einsetzende Zusammenbruch des Autors dürfte niemanden verwundern, die Diagnose eines psychosomatisch bedingten Nervenzusammenbruchs liegt nahe. Peter Weiss jedenfalls notiert:

„Nachts in der Hölle /.../ Stützte mich an den Bücherwänden. Die Treppe hinunter. Versank unten in einem tiefen Sofa, zähneklappernd, jetzt war es so weit, die Beine würden mich nach Bonn nicht tragen“ (a.a.O.).

Und so heißt es abschließend in lakonischer Kürze: „Nach Besuch beim Arzt Rückflug nach Stockholm. Die Preisverleihung würde ohne mich stattfinden“ (a.a.O.).

Auf ihr wurden einige Druckzeilen vorgelesen, die nur wenige der Gedanken enthielten, die Peter Weiss ein halbes Jahr lang bewegt hatten. Lediglich das problematische Berufsverbot wird angesprochen und kritisiert, wenn der Autor sich selbst denunziert, „als einen, der in diesem Land kein staatliches Lehramt ausüben dürfte

und dem dennoch ein staatlicher Preis verliehen wird“ (II, 710ff), und den Wunsch äußert, die Auszeichnung möge

„ein Präjudiz herstellen, auf daß sich alle jene stützen können, die heute, bei der Wahl eines öffentlichen Amtes, vor allem als Lehrer, von den erniedrigenden Anhörungsverfahren und Selektionen betroffen werden“ (II, 712),

wobei das Wort „Selektionen“ im Druck hervorgehoben ist und gewisse Parallelen nahelegen soll. Eine politische Stellungnahme läßt schließlich auch der Dank an die Jury erkennen für ihre „mutige Entscheidung“, der „Arbeit eines Sozialisten Anerkennung zukommen zu lassen“: ihr wird, einen der ersten Entwürfe wieder aufgreifend, zugestanden, einen wichtigen Beitrag geleistet zu haben „zum wichtigsten Vorhaben unserer Zeit: der um sich greifenden Verhärtung zu begegnen und zu einer gegenseitigen Verständigung zu gelangen“ (a.a.O.).

Durch die Reflexionen des Autors zur Dankesrede zum Dehler-Preis, die nicht in der gedachten Rede ausmünden konnten, wird der eingangs indirekt erhobene Vorwurf an die „Senioren der Gruppe 47“, seine Heimkehr vereitelt und ihn aus einem wie auch immer zu begrenzenden Deutschland 'ausgeschlossen' zu haben, abgeschwächt und relativiert. Die „Unmöglichkeit der Heimkehr“ war Ergebnis eines langwierigen Prozesses, in dem die Behandlung durch die Gruppe in Princeton nur Bestätigung eines Urteils war, das für den Autor nicht unerwartet kam. Es war typisch für die Stellungnahme im Nachkriegsgesamtdeutschland gegenüber allen Schicksalsgenossen des Autors, solange diese darauf beharrten, die Selbständigkeit ihres Denkens zu wahren, sich gemeinsamen Tabus nicht widerspruchslos zu beugen, die Frage nach dem noch immer fruchtbaren Schoß zu stellen und die Vergangenheit nicht einfach zu übergehen.

1962 endete bereits die erste Begegnung mit den neuen Kollegen mit einer Enttäuschung, denn statt des erhofften Gedankenaustauschs entstand „die Empfindung eines Gegensatzes, der zusammenhängen mußte mit der Verschiedenheit unseres Hintergrunds“ (II, 728). Es war eine Kluft entstanden, die nicht zu überbrücken war. Peter Weiss sah dies 1978 nicht nur ein, sondern er stellte sich auch die ihn peinigende Frage, ob er sich „mit dem Exil ein Gebrechen zugezogen habe, das unheilbar ist und alle meine Reaktionen prägen muß, oder ob denen, die einmal aus Deutschland vertrieben wurden, für immer etwas anhaftet, was sie gegenüber den anderen, die hier beheimatet sind, als eine Art Aussätziger kennzeichnet“ (a.a.O.).

Das Exil als ein unheilbares Gebrechen, der Exulant als Aussätziger, es sind harte Worte, es ist ein hartes Urteil, das Peter Weiss hier in Form einer indirekten oder vielleicht auch nur rhetorischen Frage 33 Jahre nach Kriegsende ausspricht.

Beantwortet wird sie nicht, und nur indirekt wird die Ursache des Gebrechens und die Art des Aussatzes in eher versteckten Bemerkungen

kungen in den *Notizbüchern* erkennbar. Sie hängen mit der von ihm ja eigentlich nicht zu verantwortenden Vergangenheit zusammen. Ihre Bewältigung blieb ihm aber dennoch von denjenigen überlassen, die diese Aufgabe zu leisten gehabt hätten, aber sie nicht erfüllen wollten. So heißt es bereits im September 1971, „die Vergangenheit liegt da, überdeutlich, unbearbeitet, ungeklärt — die spür ich ständig, als Gewicht, dies erschwert den Aufenthalt“ (II, 12), und anlässlich des Auschwitz-Prozesses notiert der Autor der *Ermittlung* und der *Ästhetik des Widerstands* resigniert einige Bruchstücke (I, 228), die trotz ihrer Kürze Schlüsselsätze zum Selbstverständnis des Peter Weiss, aber auch zu seiner Heimatlosigkeit sind:

„Daß der Emigrant + Jude sich jetzt wieder — und immer noch — damit befaßt, während die andern, die das alles entfacht haben, seelenruhig leben und gut schlafen“

und, so möchte man hinzufügen, sich nur ungerne von einem Emigranten und Juden in diesem seelenruhigen Leben und guten Schlaf stören lassen.

Letztlich bleibt ihm nur die Flucht in eine internationalistische, weltbürgerliche Überzeugung, die eher Ergebnis eines Willensaktes denn Ergebnis einer wahrhaft durchlebten Bekehrung war. Er sah sich stets dem Vorwurf ausgesetzt, auf beiden Schultern zu tragen, zwischen den Stühlen zu sitzen. Als dieser auch nach der Annahme des Preises wieder erhoben wurde, antwortete er seinen Kritikern: „Ich sitze nicht zwischen zwei Stühlen, sondern weiterhin auf dem unbequemen Holzstuhl des Sozialismus“ (II, 634).

Unbequem saß der Emigrant, der Jude, der Sozialist Peter Weiss in der Tat Zeit seines Lebens; seine Stühle hat er sich nicht polstern, seine Überzeugung nicht abhandeln lassen. 1934 war er heimatlos geworden und als noch Unmündiger ins Exil gegangen worden. Eine Rückkehr hatte sich unmöglich erwiesen, eine Integration in eines der beiden Nachkriegsdeutschlands war für ihn zwar theoretisch denkbar, de facto aber aus den verschiedensten Gründen, zu denen gerade auch das „Du bist draußen gewesen“ der Gruppen-Senioren gehörte, nicht durchzuführen. Durch Verfolgung wahrhaft entwurzelt zieht er bereits 1969 (I, 658) ein Resumee seines Lebens:

„Die wilden Reisen, die ich immer wieder unternahme, sie sind weiterhin Ausdruck der Emigration. Menschen, die in einem natürlichen Milieu beheimatet sind, brauchen diese Reisen nicht. /.../ Wenn ich reise, tue ich es mit der Frage, ob ich einen Wohnort finden könnte. Die anderen wissen, sie kehren zurück nach Hause. Für mich ist Reisen Fortsetzen der Auswanderung mit der Hoffnung auf ein Neubeginnen. /.../ Ich sage zwar, ich könne überall zu Hause sein, doch es stimmt nicht. Ich bin es nirgendwo“.

#### Anmerkungen:

##### 1. Zitiert wird nach

Weiss, Peter: *Notizbücher 1971-1980*. Zwei Bände. Frankfurt 1981. /II/

Weiss, Peter: *Notizbücher 1960-1971*. Zwei Bände. Frankfurt 1982. /I/

# GOETHE-INSTITUT

Förbundsrepubliken Tysklands Kulturinstitut



#### Biblioteket

Böcker, tidningar, skivor/kassetter, diabilder, video – information

Tel 08-663 80 94

#### Kulturella program

Föredrag, konserter, filmvisningar, teatergästspel, utställningar, seminarier  
programhäften översändes kostnadsfritt på beställning

Tel 08-663 80 35

#### Språkavdelningen

informerar om utbildningar i Förbundsrepubliken Tyskland:  
– språkkurser (enskilt eller i grupp- även fackspråk),  
– yrkesutbildningar, högskolestudier och feriekurser

Tel 08-663 84 20

För närmare information kontakta:

GOETHE-INSTITUT STOCKHOLM

Linnégatan 76, 115 23 Stockholm, Tel 08-663 80 20

GOETHE-INSTITUT GÖTEBORG  
Drottninggatan 63  
411 07 Göteborg  
Tel 031-13 36 84

GOETHE-INSTITUT MALMÖ  
Skomakaregatan 4  
211 34 Malmö  
Tel 040-11 37 97